

# Verständigungsschwierigkeiten. Mit Wittgenstein und Psychoanalyse

Herbert Hrachovec

In einer Niederschrift, die von Wright in seinem Werkkatalog unter „Diktat für Schlick“ verzeichnet,<sup>1</sup> konfrontiert sich Wittgenstein mit der sonderbaren Wendung „das Nichts nichtet“. Offenbar lehrt die Schulgrammatik nicht, was mit der Phrase gemeint sein kann. Es besteht die Gefahr, „beim Nachdenken über die Grammatik eines Wortes auf gewisse hoffnungslose Irrwege zu geraten“ (D 302, S. 28). In einer solchen Situation plädiert auch Wittgenstein, der mit Vorstellungen gewöhnlich skeptisch umgeht, für eine Rückfrage an den Verfasser: „was hat dem Autor bei diesem Satz vorgeschwebt?“ (ebd.). Heideggers Formulierung ist ein Anlass, die subjektive Einstellung ins Auge zu fassen, die hinter der irregulären Sprachverwendung zu vermuten ist. An dieser Stelle findet sich ein Querverweis auf die Psychoanalyse. „Unsere Methode ähnelt in gewissem Sinn der Psychoanalyse. In ihrer Ausdrucksweise könnte man sagen, das im Unbewussten wirkende Gleichnis wird unschädlich, wenn es ausgesprochen wird. Und dieser Vergleich mit der Analyse lässt sich sicher noch weithin fortsetzen“ (ebd.). Heideggers Ausspruch ist von einem Bild geleitet, das die vertraute Grammatik modifiziert. Wittgenstein versucht zu erklären: „das Sein“ ist eine Art Insel, umspült vom Meer „des Nichts“, dessen spezifische, gegen Bestehendes gerichtete Aktivität ein „Nichten“ wäre, „vergleichbar den Wogen des Meeres“. Die Normalverständigung, an der die Sprachlehre Maß nimmt, sieht eine solche Kontamination zwischen Fantasien und Aussagen nicht vor, doch das *Tractatus*-Verbot gegen prädikatenlogisch sinnlose Äußerungen ist gefallen. Durch Analysen der Überblendung von Bild- und Sprachregeln können sie verständlich werden. „Wie aber kann man jemandem zeigen, dass dieses Gleichnis nun das richtige ist? Man kann es gar nicht zeigen“ (ebd.). Diese Absage an den allgemeinverbindlichen Status einer Normsprache ist so entschieden wie deren frühere Affirmation. Wenn sie als Stütze wegfällt, muss der Erfolg sprachlicher Verständigung auf andere Weise erklärt werden. Genau zu diesem Zweck bezieht sich Wittgenstein auf Freud.

Der Vergleichspunkt ist die gelungene Analyse. So wie psychische Irregularität durch eine Explikation und Aneignung des Verdrängten beseitigt werden kann, verschwindet, bei geeigneter Aufklärung, der metaphysische Leidensdruck. Die disruptive Heidegger-Formel erweist sich als Versuch, eine Einstellung zum Leben insgesamt in die Form alltäglicher Aussagen zu bringen. Mit der Einsicht in diese Diskrepanz verschwindet der „Skandal“. Wittgenstein sieht Philosophie darum als eine Therapieform (Wittgenstein 2000a, *Philosophische Untersuchungen*, § 311). Das ist ein weit gespannter Bogen, von der Verwerfung eindeutig reglementierter Verständigungskodizes zur individuellen, temporären Beseitigung sprachinduzierter

<sup>1</sup> D 302, von von Wright zwischen 1931 und 1932 datiert. Eine ausführliche Darstellung der philologischen und philosophischen Aspekte dieses Diktats gibt Keicher 1998. Zitiert wird aus der *Bergen Electronic Edition* (BEE) des Wittgenstein-Nachlasses, Oxford 2000. Die vorliegende Arbeit entstand teilweise während eines Forschungsaufenthalts in Bergen, Norwegen, und mit finanzieller Unterstützung des EU-ARI-WAB-Programms (Access to Research Infrastructure: Wittgenstein Archive, Bergen) # HPRI-CT-2001-00161.

Irritationen. Die Durchführung des Programms muss zwischen diesen Extrempositionen liegen. In der Technik, die es gestattet, die Regellosigkeit suggestiver, obsessiver Bilder und Gleichnisse unter den Einfluss alltäglicher Orientierung zu bringen. Daher ist detaillierter zu beschreiben, was zwischen der Unmöglichkeit, die korrekte Grammatik eines Sprachsegments anzugeben, und dem Therapieerfolg (der Befreiung von psycholinguistischen Projektionen) geschieht oder geschehen soll. Mit anderen Worten: Wie gelangt man vom Regime der (Wahn-)Bilder zur Freiheit vom Bilderwahn?

Die folgenden Ausführungen benutzen den wittgensteinschen Verstehensbegriff, um die Fehlanpassung zwischen manifesten Zeichen und Normalverständnis („Das Nichts nichtet“ – ?) zu beleuchten, die ein zentrales Motiv der Psychoanalyse darstellt. Da Wittgenstein sich mit dem freudschen Ansatz einverstanden erklärt, wird das (1) eine Exegese bestimmter Passagen aus dem *Big Typescript* und (2) eine Skizze zur psychoanalytischen Methode werden. Den Gegenpart dieser Theorie des Verstehens bildet die Kausalbetrachtung. Wittgenstein distanziert sich von naturwissenschaftlichen Vorgangsweisen zur Zeichenverarbeitung. Das gibt (3) eine spezielle Schwierigkeit im Hinblick darauf, dass Teile der psychoanalytischen Forschung sich gegenwärtig mit den Kognitionswissenschaften und der Neuropsychologie zu verständigen suchen. Zu dieser Perspektive werden abschließend (4) einige Überlegungen angeboten.

### Verstehen sprachübergreifend

Im *Big Typescript* zieht Wittgenstein die Zwischenbilanz seiner 1929 wiederaufgenommenen philosophischen Tätigkeit. Den Anfang macht ein Kapitel über „Verstehen“. Seine Bemerkungen nehmen das Jahrzehnte später entwickelte sprachanalytische Interesse an Übersetzung (Willard v. O. Quine, Donald Davidson) vorweg. Zeichen – insbesondere Sätze – unterscheiden sich von anderen Vorkommissen der Welt durch Verstehbarkeit. Wie ist diese Selbstverständlichkeit philosophisch produktiv zu erläutern? Offensichtlich besitzt ein Satz Sinn nicht so, wie er eine Anzahl von Buchstaben enthält oder mit bestimmter Intonation vorgetragen wird. Entscheidend für die Sinnhaftigkeit ist eine Gesprächssituation: „Verstehen“, damit meine ich ein Korrelat der Erklärung, *nicht* einer – etwa medizinischen – Beeinflussung. Mit dem Wort ‚Mißverständnis‘ meine ich also wesentlich etwas, was sich durch Erklärung beseitigen läßt. Eine andere Nichtübereinstimmung nenne ich nicht ‚Mißverständnis‘“ (WA 11, S. 21; vgl. BEE 213, S. 11).<sup>2</sup> Handschriftlich präzisiert Wittgenstein: „Verstehen“ korreliert mit der Erklärung *des Sinns*. Es ist wesentlich erklärbar und nicht primär ein amorphes Gefühl oder ein unbewusster Zustand – obwohl diese Faktoren nicht gänzlich auszuschließen sind. Sprachanalytisch interessiert hauptsächlich, was zur Verständigung über die Funktionsweise und den Sachbezug des Zeichens vorgetragen werden kann. Diese Verhandlung verläuft notgedrungen zwischen verschiedenen Rollenträgerinnen. Die eine Rolle besteht im

---

<sup>2</sup> Die *Wiener Ausgabe* (WA) von Teilen des Wittgenstein-Nachlasses, herausgegeben von Michael Nedo, ist leichter zugänglich, als die *Bergen Electronic Edition*. Im Fall des *Big Typescripts* bietet sie die erste, unkorrigierte Version des Typoskripts, während die BEE eine (bisweilen problematische) Synthese des philologischen Befunds vornimmt.

kompetenten Gebrauch von Zeichen, die andere in ihrer Explikation. Dazwischen liegt ein Bruch, der sich in der Frage artikuliert, was das vorgegebene Zeichen bedeutet. Vorgaben, die sich in derartige Frage-Antwort-Spiele nicht einpassen lassen, sind nicht bedeutungsvoll. Das ist der Unterschied zwischen einer Handbewegung, die jemanden herbeiruft, und Lockerungsübungen oder einem Reflex.

Der Hinweis auf das Rollenspiel zielt auf ein Missverständnis, das der gängige Sprachgebrauch nahe legt. Er suggeriert, dass die Bedeutung von Zeichen eine Art Gegenstand sei, nach der man (wie nach einem Schlüssel) suchen könnte. Wittgenstein verdeutlicht es am Beispiel eines Pfeils. Die Kurzform seiner Beschreibung lautet „er bedeutet diese Richtung“. Was aber ist „eine Richtung“? Sicher keine Eigenschaft des physischen Pfeils. Ist es die Vorstellung, welche das Signal in uns auslöst? Können solche psychischen Vorgänge das Charakteristikum von Zeichen ausmachen? Dagegen spricht, dass Pfeile sehr unterschiedliche Assoziationen auslösen. Um eine Richtung zu bedeuten, müssen sie in passende gesellschaftliche Praktiken eingebettet sein. Erst unter diesen Umständen sind Vorstellungen ein Beitrag zur Bestimmung der Pfeilrichtung. Und das Ensemble von Gebräuchen, das dabei angesprochen ist, verdeutlicht man sich plastisch im Szenario des Erklärungsdialogs. Aufschluss über die Umstände, innerhalb derer ein Pfeil als Richtungsangabe zu verstehen ist, gibt eine Person, die sich des Zeichens bedient. „Du weißt nicht, was das heißt? Dann musst Du fragen.“

Wittgenstein formuliert den Punkt knapp und prinzipiell: „Die Antwort auf die Frage, ‚wie ist das gemeint‘ stellt die Verbindung zwischen zwei Sprachen her“ (WA 11, S. 22; BEE 213, S. 12 f.). Bedeutung, was immer sie sei, ist nur über eine Interferenz zugänglich. Sie erfordert kompetente Sprecherinnen, die über ihre Handlungen und Motive Auskunft geben können. Und sie verlangt auch, Fragen zuzulassen. Zeichen sind nicht nur selbstverständlich. Sie müssen umstandslos verwendet werden *können* – und unter Umständen missverständlich sein. Die Systematik dieser semistabilen Praxis ist in der Verschränkung zweier Sprachen abgebildet. „Bedeutung“, die sich in Selbstverständlichkeiten erschöpft, entzieht sich dem Klärungsprozess; umgekehrt ist die Frage nach der Bedeutung eines Zeichens auf einen Vorwurf von Sinn, also eine Gebrauchskompetenz, angewiesen. Das Verhältnis ist in einer beiläufigen Alltagsbemerkung, die Wittgenstein in Erinnerung ruft, prägnant gefasst: „Das müsste man aber dazuschreiben“ (ebd.). Der Satz ist eine Reaktion dritter Stufe, nämlich die Antwort auf eine Erklärung, die Missverständnisse bezüglich eines Zeichens korrigiert. Er enthält genau jene Anerkennung, die zum Erfassen der Bedeutung nötig ist: die Akzeptanz einer Praxis trotz und wegen ihrer (partiellen) Fehleranfälligkeit. Ihr „Inhalt“ würde sich in der schriftlichen Erläuterung, die selbst nur Zeichen ist, gleichsam spiegeln. Die Verständigung liegt darin, dass der implizite und der explizite Zugang zum Sinn zwischen den Kontrahenten zur Deckung gebracht wird.

## Verstehen irregulär

Wittgensteins Thesen zur Bedeutung korrespondieren mit den Vorgaben im therapeutischen Bereich; Interaktion zwischen Personen ist der Anknüpfungspunkt für Verständigungsprozesse. Therapie wie Philosophie befassen sich mit normalem und deviantem Zeichengebrauch. Die Freilegung eines Leitbilds beseitigt philosophische

Verwirrungen nach demselben Muster, nach dem die psychoanalytische Behandlung die entsprechenden seelischen Irritationen behandelt. Diese suggestive Parallele ist allerdings mit Vorsicht zu genießen. Ihre Reichweite und Grenze lässt sich anhand eines Beispiels aus dem „Diktat für Schlick“ ermessen. „Angenommen wir wollten den Ausdruck ‚unbewusste Zahnschmerzen‘ so gebrauchen: ich habe unbewusste Zahnschmerzen soll heißen: ich habe einen schlechten Zahn, der mich nicht schmerzt. Diese Ausdrucksweise kann für manche Zwecke praktisch sein“ (D 302, S. 1). Der Ausdruck „unbewusste Zahnschmerzen“ ruft ähnlich dem „nichtenden Nichts“ eine Reihe von Assoziationen hervor. Wer ihn zum ersten Mal hört, wird versuchen, ihn nach dem Muster „starke Zahnschmerzen“ oder „unvorhergesehene Zahnschmerzen“ zu verstehen. Die Grammatik des Terminus „Zahnschmerzen“ zeichnet gewisse Standardqualitäten für diesen Zustand vor. Zu ihnen gehört u. a., dass er bewusst erfahren wird. „Unbewusste Zahnschmerzen“ ist eine auf den ersten Blick verblüffende Formulierung. „Hat man aber damit Zahnschmerzen gleichsam an einem dunklen Ort entdeckt, wo man früher keine vermutet hatte?“ (ebd.). Die Täuschung beruht auf dem falschen Analogieschluss zwischen Adjektiven wie „stehend“ oder „störend“ und „unbewusst“. Im einen Fall werden Zahnschmerzen im Standardmodell beschrieben, der andere Fall ist darin nicht abgedeckt.

Wenn jemand nun darauf insistierte, dass „unbewusste Zahnschmerzen“ in einem schlechten Zahn verborgen sind? Man kann das Gegenteil nicht demonstrieren, sondern bloß die Bruchstellen der Grammatik aufweisen. Es ist auch möglich, dass sich die Ausdrucksweise praktisch durchsetzt, wie etwa im Fall „des Unbewussten“ selbst. Hier trifft man auf eine eigentümliche Schwierigkeit in Wittgensteins Auffassung von Philosophie. Einerseits will seine „therapeutische“ Tätigkeit alles so lassen, wie es ist, und bloß die Störfaktoren ausschalten. Darin liegt ein pauschales Vertrauen in die Alltagssprache als eines Leitfadens für Normalität. Andererseits erweist sich diese Sichtweise in Wittgensteins eigener Arbeit als krasse Idealisierung. Wenn sich „unbewusste Zahnschmerzen“ („negatives Wachstum“, „masselose Teilchen“ etc.) durchsetzen, ändert sich auch die alltägliche Auffassung, und der Elan, mit dem Wittgenstein den Normalverstand als Instanz gegen philosophische Verwirrungen eingesetzt hat, läuft leer. Die Regellosigkeit, in die man durch schräge Grammatik versetzt wird, lässt sich durch entsprechende Deutungsversuche immer wieder renormalisieren. Gibt es ein Kriterium dafür, dass wir die rechte grammatische Typologie getroffen haben? „Man kann es gar nicht zeigen“ (ebd.). Die Schadensbegrenzung nach unpassendem Sprachgebrauch stützt sich nicht auf Einsichten in die Natur der Sache. Eine Entlastung in diesem Dilemma ist die psychoanalytische Perspektive: Einsicht in die Ursachen der Verwirrung ist schon selbst ein Ergebnis.

Auch in der Psychoanalyse ist das Kriterium für das Gelingen einer Therapie umstritten (vgl. etwa Kadi 2000). Dennoch bestehen markante Unterschiede zwischen ihrer Vorgangsweise und jener durch grammatische Bemerkungen. Am Fall einer Patientin, die an „hysterischen“ Zahnschmerzen leidet, lassen sie sich gut demonstrieren. Im Gegensatz zu Wittgensteins unabsehbaren Dialogfragmenten, in denen die fiktiven Gesprächspartner umstrittene Themen umkreisen, ist die Interaktion auf der Couch streng reglementiert. Sie folgt theoretischen Vorgaben, die zwar in mehrere Schulen diversifiziert, in entscheidenden Zügen aber dennoch auf einen Kern analytischer und operativer Thesen zurückzuführen sind. Anders als Wittgen-

stein es für die Philosophie zulassen will, gibt es lebhaft Debatten über den besten Weg, eine Patientin von der Belastung durch Zahnschmerzen zu befreien, die sie nach dem physiologischen Befund „eigentlich“ nicht hat. Das psychoanalytische Motiv der Problemlösung durch Einsicht ist in philosophischen Kreisen gerne aufgenommen worden (vgl. etwa Habermas 1973, Heinrich 2001, Marcuse 1979), doch diese theoretische Rezeption abstrahiert von den handgreiflichen Problemlösungsverfahren der Psychoanalyse als einer therapeutischen Profession. Die Vielzahl der Motive, welche z. B. Sigmund Freud, Melanie Klein und Jacques Lacan der Philosophie und den Kulturwissenschaften angeboten haben, führte nicht dazu, dass sie ihre Probleme leichter lösen. Im Gegenteil, Wittgensteins Amateuranalyse des heideggerischen Diktums verweist auf ein generelles Phänomen: Psychoanalytische Motive wirken in diesem Zusammenhang eher als Problemmultiplikatoren denn als Therapie. (Heidegger und die Wogen des Nichts!? – die wogen nichts.) Der Hinweis ist kein Einwand, er gilt einem Unterscheidungsmerkmal. Dem geisteswissenschaftlichen Gebrauch der Psychoanalyse fehlt ein entscheidendes Moment.

Zwischen einer Patientin mit Zahnschmerzen und einer mit – wie man sagt – eingebildeten Zahnschmerzen besteht ein Unterschied, der die philosophische Grammatik nur auf dem Papier kümmert. Körperliche Schmerzen stehen Schmerzen gegenüber, die psychophysisch zu erklären und zu behandeln sind. Das Kriterium des Behandlungserfolgs liegt in der Physis eines Individuums, dessen Leidensfähigkeit Verletzungen des/durch den psychischen Apparat mit einschließt. In dieser Hinsicht reicht es niemals, Gleichnisse zu entwerfen. Sie sind in der Einzelexistenz quasi „geerdet“. Der therapeutische Prozess muss auf somatische Symptome übergreifen. Die Geschichte der Grammatik, welche Grundlinien unserer Weltanschauung bestimmt, ist nur ein entferntes Analogon zur frühkindlichen Entwicklung, in der sich dramatisch dysfunktionale Muster der Wahrnehmung und Problembewältigung ausbilden können. Kurzum: Die Praxis der Psychoanalyse ist von kontingenten psychosomatischen Störungen bestimmt. Ihre therapeutischen Interventionen mögen variieren, dennoch verfügt sie über eine robuste Maxime zur Beurteilung des Behandlungserfolgs. Es geht – wie immer vorläufig und indirekt – um die Wiederherstellung eines psychophysischen Äquilibriums.

Die fruchtbare Rezeption der Schriften Freuds und seiner Nachfolgerinnen (m/w) in den Sozial- und Geisteswissenschaften lenkt bisweilen von der Tatsache ab, dass diese Entdeckungen im medizinischen Bereich fundiert sind, also in der Abschätzung von Krankheit und Gesundheit, von pathologischen Zügen des menschlichen Organismus im Vergleich zu seinen „Normal“funktionen. Das wittgensteinsche Aperçu stößt hier an seine Grenze. Sie ist im eingangs angeführten Zitat bereits angelegt. Verstehen korreliert danach nicht mit „medizinischer Beeinflussung“. Erklärungen bieten Gründe und loten Alternativen aus. Sie integrieren auffällige und eventuell anstößige Gedanken in Argumentationszusammenhänge, in denen sie Bedeutung und Gewicht erlangen. Der Gebrauch von Medikamenten gehört nicht zu dieser Art von Kommunikation. Nichtsdestoweniger hat Verstehen auch greifbar kausale Auswirkungen auf die Welt. Nach dem Studium der Gebrauchsanleitung lässt sich der Mikrowellenherd bedienen. Wie steht es mit dem Einfluss der psychoanalytischen Interventionen auf den Körper?

Verstehen und Kausalität

Der Wittgenstein der 30er Jahre weicht zahlreiche Demarkationen aus der Zeit des *Tractatus* auf, die Abhebung des Erklärens von der kausalen Zeichentheorie ist für ihn allerdings weiterhin unerlässlich. Er steht damit für eine breite Tradition, die sich der Untersuchung naturgesetzlicher Effekte von Verstehensprozessen enthält. Die Begründung leuchtet ein: „Ich glaube, auf die kausale Theorie der Bedeutung kann man einfach antworten, daß wir, wenn Einer einen Stoß erhält und umfällt, das Umfallen nicht die Bedeutung des Stoßes *nennen*“ (WA 11, S. 39). Wir unterscheiden: hier die (nachvollziehbaren) *Gründe* eines Stoßes, hier die *physikalischen Abläufe*, die ihn auslösen. Die „Erklärung“ durch ein Motiv folgt anderen Regeln als jene durch die Schwerkraft. „Die Untersuchung, ob die Bedeutung eines Zeichens seine Wirkung ist, ist eine grammatische Untersuchung“ (ebd.). Das reduktionistische Programm, in dem diese Nuancen verschliffen werden, ist für Wittgenstein (nach dessen Übererfüllung im *Tractatus*) keine Verlockung mehr. Seine Bedeutungen gründen nicht in Naturabläufen, sondern in argumentativen Rekonstruktionen der Logik des Sprachgebrauchs. Es sind Züge, wie sie eine Spielanleitung vorsieht, abgesehen davon, wie jemand diese ausführt. Ein Satz in roten Lettern erhöht (vielleicht) die Aufmerksamkeit, doch durch die Farbe wird er kein Merksatz. „(Das magische Zeichen würde wirken wie eine Droge, und für sie wäre die kausale Theorie richtig)“ (ebd.).

Nun ist allerdings unbestreitbar, dass Drogen wirken und (für gewöhnlich) absichtsvoll, d. h. vor dem Hintergrund eines Bedeutungskontexts, eingesetzt werden. Der rot gedruckte Merksatz signalisiert einen wichtigen Gedanken. Wir wissen aus Erfahrung, mit welchen symbolischen Vorkehrungen sich das Verstehen unterstützen lässt. Diese Brückenfunktion wird gerne als nachträgliche Ergänzung dargestellt. Ein Satz sei nicht wichtig, weil er rot gedruckt wurde, sondern umgekehrt. Der ganze Themenkreis „menschliche Vernunft“ hängt an der Priorität solcher Gründe gegenüber von Ursachen. Dies sei einmal dahingestellt. Für den vorliegenden Beitrag ergibt sich ein eingeschränkteres Problem. Psychoanalyse im klinischen Gebrauch ist Medizin. In diesem Kontext dient sie nicht zur Inspiration gesellschaftswissenschaftlicher Theorien, sondern zur Modifikation psychosomatischer Verhaltensmuster. Wie eine Designerin zu fragen hat, welche Schriftform den richtigen Effekt erzielt, richtet die Therapeutin den Blick auf die Wirkung ihrer Intervention. Sie wird in bewussten, sprachlichen Abläufen vorbereitet, betrifft jedoch die ganze, irreduzibel physische Person. Die Untersuchung der Korrelation zwischen Bedeutungs- und Naturkategorien ist für die Theorie der Psychoanalyse unentbehrlich. Sie steht in Korrespondenz und Konkurrenz zur empirischen Psychologie und kognitiven Neurowissenschaft.

Patrizia Giampieri-Deutsch hat die *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften* in zwei Sammelbänden dokumentiert (Giampieri-Deutsch 2002, dies. 2004). Sie hebt den Schwachpunkt der begrifflichen Analyse nach sprachanalytischen Gepflogenheiten hervor: „Die Analyse der mentalistischen Terminologie verlangte kein Programm experimenteller Forschung. Die PhilosophInnen konnten in ihren Lehnstühlen sitzen bleiben und behaupten, dass die empirische Psychologie und die Neurophysiologie einen Irrtum begehen würden, wenn sie glaubten, dass sie mentale Phänomene untersuchen könnten“ (Giampieri-Deutsch 2004a, S. 81 f.). Die Berührungspunkte zwischen analytischer Philosophie und der Erforschung des Bewusstseins sind weitgehend abgebaut, die Eindringlichkeit a priorischer Gebietsauf-

teilung ist verblasst. Insofern lohnt sich die methodologische Begegnung. Nach Giampieri-Deutsch verfügen die Psychoanalyse und die gegenwärtige analytische Philosophie über eine „gemeinsame Basis“: „die neue Verantwortung, empirische Befunde von benachbarten Disziplinen zu integrieren und empirische Forschung voranzutreiben“ (ebd., S. 90). Dieser Gegenstandspunkt zu Wittgensteins Zusammenstellung soll an einigen Beispielen erläutert werden. Das Augenmerk gilt den sachlichen Gemeinsamkeiten zwischen Psychoanalyse und kognitiven Neurowissenschaften. Beiden geht es um Gesetze des „Innenbereichs“ menschlicher Subjektivität. Die Begegnung wirft wissenschaftliche Fragen auf. Worauf können sich Gehirnforschung und Tiefenpsychologie einigen? „Neurowissenschaftler sind wie Psychoanalytiker am Mentalen interessiert, wie es funktioniert und welche Gesetze seine Funktionsweise regeln. Wenn es so offensichtlich der Fall ist, dass beide, wenn auch von verschiedenen Standpunkten aus und mit Hilfe verschiedener Methoden, dasselbe Gebiet, denselben Teil der Natur erforschen und zu verstehen versuchen, dann erscheint es widersinnig, dass wir so wenig miteinander zu tun haben“ (Solms 2004a, S. 213).<sup>3</sup> Die Beschreibung ist auf den ersten Blick einleuchtend. In diesem Sinn haben Meeresbiologie und Klimaforschung, Petrochemie und Geologie ein gemeinsames Interessensfeld. Wer kann etwas gegen wissenschaftliche Zusammenarbeit einwenden? Die Frage ist dann allerdings, wie anpassungswillig die jeweils beteiligten Expertengruppen sind. Das hängt an ihrer Wahrnehmung disziplinärer Grenzen und interdisziplinärer Entwicklungsperspektiven. Nach Mark Solms sind Neurowissenschaftler für Psychoanalytiker „Leute, die auf der anderen Seite des Grabens an demselben Problem arbeiten“ (ebd., S. 227). Zwischen dem einführenden Hinweis auf „grundsätzlich dasselbe Gebiet“ und der Rede vom Graben in der zitierten Anmerkung besteht eine eigentümliche Spannung. Das Mentale soll für die Neurowissenschaft und die Psychoanalyse grundsätzlich dasselbe sein. Woher dann der Graben und der Anschein, als könnten sich die Partner schwer miteinander verständigen? Offenbar ist die Verbindung doch nicht selbstverständlich. Die Überwindung von Gräben erfolgt durch einen Brückenschlag. Diese Metapher lässt zwei Lesarten zu. Erstens handelt es sich um *ein* Territorium („dasselbe Gebiet“), zweitens um *zwei* Gebiete, die sich lokal verbinden lassen: „Wir sollten zusammenarbeiten, unsre Aufzeichnungen und Ergebnisse vergleichen und austauschen“ (ebd., S. 213). Den beiden Lesarten entsprechen unterschiedliche methodologische Perspektiven. Im einen Fall dominiert die Gemeinsamkeit, im anderen wird zwischen separaten Partnern kooperiert. Die Integration der Chemotherapie in die Onkologie könnte die eine Option illustrieren, eine Alternative wäre etwa das Verhältnis zwischen Onkologie und der Statistik von Schadstoffemissionen. Das Bild des überbrückten Grabens scheint unverfänglich und eignet sich für einleitende Bemerkungen. Im Licht der vorangegangenen Ausführungen über Verstehen ist es allerdings genauer zu prüfen.

Wie kompatibel sind die beiden Seiten? Die Relation zwischen Körper und Geist/Seele/Bewusstsein ist eine Frage sui generis. In einer ersten Annäherung lässt sie sich doppelt auffassen. Ein Brückenschlag ist die Beseitigung der Trennung, Körper und Psyche sind danach letztlich ein Territorium. Oder die Trennung bleibt erhalten, wird jedoch lokal „überbrückt“. (Das wäre Solms' Austausch von Aufzeichnungen.) Ein Graben ist im Prinzip ebenso Verbindung wie Grenze. Die

<sup>3</sup> In Solms 2004b, S. 58, ist die Formulierung weniger vorsichtig: „A growing group of scientists are eager to reconcile neurology and psychiatry into a unified theory.“

Brückenmetapher für sich genommen entscheidet nicht zwischen den Lesarten. In diesem Abschnitt werden drei verschiedene Auffassungen des Verhältnisses vorgestellt und auf ihre Schlüssigkeit geprüft. Mark Solms fasst seine psychoanalytische Arbeit mit „neurologischen“ Patienten so zusammen: „Durch eine Schädigung in diesem Teil des Gehirns bricht das Realitätsprinzip zusammen“ (ebd., S. 226). Dieser kausale Befund ist in einer Hinsicht unbestreitbar, ebenso wie der Satz: „Durch einen Schlag auf den Kopf kann eine Person ihr Gedächtnis verlieren.“ Interessant – und erklärungsbedürftig – ist natürlich die anspruchsvollere Deutung, in der Kausalität eine Verbindung zwischen Physiologie und Subjekterfahrungen etabliert. Das ist die interdisziplinäre Vorgabe der zitierten Publikation.

„Wie das Gehirn die Seele macht“ (Gerhard Roth) ist ein programmatischer Titel. Noch deutlicher: „Das Ich ist in seinen vielfältigen Ausprägungen also ein ontogenetisch spätes Produkt des Gehirns“ (Roth 2004a, S. 184). Für eine Brücke besteht eigentlich kein Bedarf. Das eine Ufer bestimmt das gesamte Territorium. „Grundlage der Beeinflussung des Bewusstseins durch das Unbewusste im Bereich der Gefühle, Wünsche und Vorstellungen ist ein System von Faserbahnen, ‚ventrale Schleife‘ genannt“ (ebd., S. 185).

Bewusstsein als intentionaler Zustand ist in dieser Darstellung reizbar wie der Magen oder Schleimhäute. Wo liegt die Verbindung zu psychotherapeutischen Ansätzen? „Psychische Erkrankungen beruhen aus dieser Sicht auf dysfunktionalen Veränderungen von Neuronen-Netzwerken“ (ebd.). Diese Veränderungen „drücken sich“ in chemischen Werten aus. Doch ganz so einfach ist es nicht. „Dass psychische Erkrankungen auf derartige Veränderungen in Neuronen-Netzwerken zurückzuführen sind, sagt freilich nichts über die Ursachen aus, denn Veränderungen in den Verarbeitungseigenschaften von Neuronen-Netzwerken bedeuten erst einmal nichts anderes als Kommunikationsstörungen zwischen Gehirnzentren“ (ebd., S. 187). Gestörte neuronale Kapazitäten haben von sich aus kein Verhältnis zur Psychologie. Das ist zusätzlich zu bedenken, die Frage ist nur: in welchem Rahmen? Der Beitrag Gerhard Roths besteht zu einem Gutteil aus Fachausdrücken seines Kompetenzfelds. An entscheidenden Stellen verwendet er „beruht auf“, „ausdrücken“ und „sind zurückzuführen“. Das betrifft den Doppelbereich, in dem Organdefekte allererst psychische Pathologien sein können und hier wird die Darstellung eigentümlich unsicher.<sup>4</sup> Psychische Erkrankungen können – in einem Sinn – auf chemischen Störungen beruhen. Nach der anspruchsvolleren These sollen sie auf Veränderungen in Neuronennetzwerken zurückzuführen sein. Eine solche Kausalität wirkt nur in eine Richtung und führt nicht zur Verbindung zweier Ufer; sie statuiert die Beseitigung des Grabens. So radikal ist Gerhard Roth dann wieder auch nicht. Nach dem Zitat sind psychische Erkrankungen zwar auf Neuronenmutationen *rückführbar*, aber nicht von ihnen *verursacht*. Das Motiv der Einschränkung liegt auf der Hand. „Psyche“ und „Krankheit“ sind für Neurowissenschaftler nicht greifbar. Aber sie müssen Ursachen für körperliche Veränderungen sein, wenn zwischen Psychologinnen und Physiologen eine Unterhaltung möglich sein soll. Ein Bewusstsein (oder Unbewusstes), das nicht durch Verarbeitung seiner Erfahrungswirklichkeit Psychopathologien

---

<sup>4</sup> Den philosophischen Fachjargon gegen jenen des Hirnphysiologen zu kehren, ist wenig hilfreich. Dennoch kann aus wissenschaftstheoretischer Sicht nicht davon abgesehen werden, dass die betroffenen Fundierungsverhältnisse eine ausgesprochen komplexe Logik aufweisen. Wie die Beispiele dieses Abschnitts zeigen, ist diese Einsicht noch nicht genügend weit verbreitet.



hervorbringen kann, ist seines Namens nicht wert. Die glatte Behauptung, das Gehirn erzeuge die Seele (und ihre Krankheiten), verzichtet auf Interdisziplinarität und verliert den Erklärungsanspruch im Übergangsbereich. Korrekt weist Roth darauf hin, dass ein neuronales Disäquilibrium nicht mehr als eine Funktionsstörung im Netz darstellt. Krankheit als Ursache sieht diese Betrachtungsweise nicht vor.

Die Kausalität muss in beide Richtungen wirken: „Ziel jeder Psychotherapie muss es entsprechend sein, die Psyche des Patienten dadurch zu verändern, dass die Fehlfunktionen subcorticaler limbischer Netzwerke behoben werden“ (ebd., S. 187). Ohne den Begriff einer soziopsychologischen Ursache wird es hier allerdings kein Weiterkommen geben. Erforderlich ist eine Auskunft über das Verhältnis zwischen Gehirn und psychischen Zuständen.<sup>5</sup> Dietrich Lehmann führt aus: „Subjektive Erfahrungen wie Wahrnehmungen, Gedanken oder Emotionen sowie verbales und nicht-verbales Verhalten sind das Ergebnis von Hirnarbeit“ (Lehmann 2004, S. 229). Interessant ist hier, worin sich solche „Erfahrungen“ von anderen Ergebnissen der Hirnarbeit, etwa der Ausbildung von Tumorzellen, unterscheiden. Zwischen physiologischen Parametern alleine besteht kein psychophysischer Zusammenhang. Ihre Besonderheit liegt darin, dass „multifaktoriell determinierte funktionelle Zustände des Gehirns“ (ebd., S. 232) sich zu psychologischen Qualitäten in Beziehung setzen lassen. „Zahlreiche Untersuchungen zeigten *enge Beziehungen* zwischen subjektiver Erfahrung und als hirnelektrische Daten gemessenen funktionellen Hirnzuständen“ (ebd., S. 235, kursiv von H. H.). Diese Erfahrungen sind anders zugänglich als die EEG-Muster des betreffenden Organs. Die Crux der Sache liegt in der Bestimmung der „engen Beziehung“. Dietrich Lehmann denkt bipolar, aber auch seine Darstellung wird am entscheidenden Punkt unscharf. Nach einem Untertitel gilt: „Alle Zustände subjektiver Erfahrung sind Hirnzustände“ (ebd. S. 235). Zwei Sätze später sind dagegen „verschiedene Klassen subjektiver Erfahrung“ mit Hirnmustern „verknüpft“. Kurz darauf wird ausgeführt, dass „Veränderungen der Hirnarbeit Änderungen der subjektiven Erfahrung inkorporieren“. Das sind ziemlich divergente Deutungen des Grabens. Er besteht überhaupt nicht; oder die Ufer ließen sich verbinden; oder die eine Seite würde die andere verkörpern, vergleichbar einer Idee und ihrer Ausführung.

Die „enge Verbindung“ trägt danach eine hohe theoretische Last. „Die Hirnmechanismen, die bei den Zustandswechseln ins Spiel kommen, entsprechen in dem vorgeschlagenen Modell den Begriffen Verdrängung, Regression, Entstellung, Verdichtung, Zensur und Verschiebung der psychoanalytischen Theorie“ (ebd. S. 238). Physiologische Aktivierungen hängen mit elaborierten Kategorien der psychoanalytischen Theorie zusammen. Der Parallelismus wird durch Experimente nahe gelegt, nach denen zwischen emotional positiven und negativen Worten distinkte Hirnpotenziale zu beobachten sind. Dieser Zusammenhang ist oberflächlich. „Sonnenstrahlen“, „Lottogewinn“ und „wunderschön“ sind darin nicht zu unterscheiden, geschweige denn die Referenten komplexer psychologischer Prozesse

---

<sup>5</sup> Gerhard Roth ist der Auffassung, dass der Ausdruck „eine Entscheidung treffen“ einen objektiv überprüfbareren Sachverhalt beschreibt, weil man (etwa) einen Knopfdruck beobachten kann (Roth 2004b, S. 229). Ebenso sei „eine Straftat begehen“ objektivierbar. Wie hirnphysiologisch zwischen einer Straftat und (im Krieg) einer Heldentat zu unterscheiden wäre, erklärt er nicht. Mit Recht weist Peter Krüger darauf hin, dass der problematische alte Ausdruck „Seele“ in diesem Kontext durch „Gehirn“ ersetzt wird (Krüger 2004, S. 283). Ein naturalisierter Individualismus macht aus sozialen Kategorien Naturzustände.

(„Wut“, „Dankbarkeit“). Die Tragfähigkeit derartiger Korrelationen ist wenig stärker als die erwähnte Beziehung zwischen einem Schlag und dem Verlust des Bewusstseins. Niemand wird die Systematik dieses Zusammentreffens leugnen und sicherlich lassen sich hilfreiche Beobachtungen darüber anstellen. Es wäre instruktiv, die „enge Verbindung“ anhand eines Lügendetektors zu diskutieren. Die Korrelationen bemessen sich an der Versuchsanordnung und den benutzten Werkzeugen. Wenn es durch einen Schraubenzieher gedreht werden kann, ist es eine Schraube. Starke Identitätsaussagen werden durch oberflächliche Berührungspunkte gestützt. Ad-hoc-Entscheidungen erhalten systematisches Gewicht. Zwischen der Realitätsarmut von Träumen und der Verarbeitungskapazität bestimmter Hirnschichten (vgl. ebd., S. 242) besteht ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen der Höchstgeschwindigkeit eines Pkws und der Zufriedenheit der Insassen am Reiseziel.

Zuletzt ein Beispiel, das die Konstellation zwischen Anatomie und soziopsychologischen Umständen explizit ins Auge fasst. Martha Koukkou und Lorena Gainotti setzen sich mit „bestimmten begrifflichen Fragen zu den Beziehungen zwischen Erfahrungen, Lernen und Verhalten auseinander“ (Kouk-kou/Gainotti 2004, S. 248). Auf den ersten Blick dominiert die Physiologie. Das Gehirn macht nicht bloß die Seele, sondern auch ihre Lebensgeschichte: „Biographie wird als ein Produkt der Hirnplastizität verstanden, die zu den unzähligen idiosynkratischen Verbindungen von persönlichen Erfahrungen, von Ereignissen, Objekten, Namen, Tätigkeiten, Entscheidungen usw. führt und den kognitiv-emotionalen und den Verhaltensstil des Individuums charakterisiert“ (ebd., S. 248). Das wäre ein dezidierter Naturalismus, aber dabei bleibt es nicht. Die Erläuterung der These verschiebt die Akzente. Es fällt freilich nicht leicht, die Modifikation nachzuvollziehen. „Mit anderen Worten, das erste Ziel dieser Arbeit ist es, zu zeigen, dass die Vielfalt des psychosozialen normalen oder neurotischen Verhaltens des Individuums ‚Produkt‘ jener synthetischen Funktionen des Neocortex sind, welche persönliche Bedeutungen extrahieren; die Hirnfunktionen, die Individuen als Mitglieder gegebener Kulturen und Gesellschaften während einer gegebenen Zeit für jede dieser spezifischen Gesellschaften kreieren [...]“ (ebd.). Zunächst fällt auf, dass die Biographie im zweiten Zitat „Produkt“ und nicht Produkt der Hirnplastizität ist. Ein Zweifel hat sich eingeschlichen. Sein Grund lässt sich aus dem betreffenden Satz erschließen. Der Neocortex – er ist ein Nervenbündel – erzeugt die Person. Wie kommt er zu einer Biographie? Antwort: Indem seine synthetischen Funktionen aus der Umwelt „persönliche Bedeutungen extrahieren“. Wie zeichnen sich persönliche Bedeutungen unter den zahlreichen Umweltreizen aus? Nur so sind sie zu *extrahieren*. Anfangs war die Rede davon, dass er sie *kreiert*. Dazu wäre die Umgebung nur als Randbedingung nötig. Entsteht die Persönlichkeit im Kopf, oder entwickelt sie sich in einem sozialen Zusammenhang auf der Grundlage der kognitiven Anteile im menschlichen Körperbau? Vielleicht ist die Alternative falsch angesetzt, doch die Autorinnen bieten keinen Ausweg aus dem methodischen Double Bind, dem entsprechend der menschliche Cortex „*individuelle* Bedeutungen aus der Qualität der Interaktion von *Individuen* mit ihren sozialen Realitäten“ (ebd., kursiv von H. H.) gewinnen kann. Danach ist die Biographie ein Ergebnis der Auswahl biographisch relevanter Ereignisse. Ein Resultat mit beschränktem Erklärungswert.

Unter den möglichen Positionen zum Verhältnis zwischen Körper und Geist/Seele/Bewusstsein decken die drei skizzierten Ansätze ein breites Spektrum

ab. Eine Hilfskonstruktion kann die Problemlage verdeutlichen. Gegeben sei das Stromnetz eines Haushalts und Elektrogeräte, die in ihm Verwendung finden. In einer Betrachtungsweise lässt sich sagen: „Elektrizität ist die Ursache für die Geräte.“ Es gäbe sie nicht ohne Stromversorgung. Zur Spezifikation können Korrelationen erstellt werden. Der Stromverbrauch liefert Anhaltspunkte für die apparative Ausstattung des Haushalts. Zwischen Waschmaschinen und Klimaanlage ist auf diese Weise allerdings schwer zu unterscheiden. Eine dritte Perspektive bezieht darum den Effekt auf die Ursache zurück. „Elektrizität ist die Ursache von Geräten, deren Nützlichkeit der Grund für die Verbreitung der Elektrizität ist.“

Das gibt, der Reihe nach, einen Unilateralismus, einen korrelativen Ansatz und einen kybernetischen Holismus. Die damit angesprochenen Problemfelder lassen sich hier unmöglich weiterverfolgen. Sie entstanden aus Rückfragen an eine aktuelle Publikation zum Verhältnis der „verstehenden“ Wissenschaft Psychoanalyse und der Gehirnforschung. Trotz des Stichprobencharakters der Überlegungen ist deutlich geworden, dass der Schritt vom kategorialen Dualismus zur psychophysischen Interdisziplinarität keineswegs einfach ist. Die Verhältnisse zwischen klinischer Psychologie und kognitiver Neurologie sind nicht „klar und deutlich“. Das als Gemeinsamkeit unterstellte „Mentale“ scheint eher ein verbales Postulat als ein forschungsleitender Befund zu sein. Gefragt wäre in dieser Situation ein Entwurf der Differenzen als wechselseitige Verbindung und Grenze. „Erfahrungsaustausch“ bleibt ohne Bezug auf geteilte Erfahrung ein leeres Wort.

## Übergänge

Kapitelüberschriften wie „Der hirnelektrische Zustand lässt Persönlichkeitsmerkmale erkennen“ (Lehmann 2004, S. 242) stoßen in der Philosophie häufig auf Ablehnung. Dort legt man Wert auf schärfere, systematisch durchdachte Verhältnisbestimmungen. Aus dieser Sicht fehlt in den vorgestellten Stichproben der Bezug auf den gegenwärtigen Forschungsstand der Philosophie der Psychologie (vgl. etwa Chalmers 1996, Metzinger 1996, Pauen 2001, Schröder 2004). Über das Verhältnis von Organismus, Funktion, Repräsentation und (sozialem) Umfeld ist zwischen Hilary Putnam, Daniel Dennet, Jerry Fodor, John Searle, Tylor Burge und David Chalmers (um nur einige zu nennen, siehe Literaturverzeichnis) ausführlich diskutiert worden. Trotz der tief greifenden Meinungsunterschiede in diesen Auseinandersetzungen wurde in deren Verlauf doch ein Vokabular entwickelt, das übereilte Identitäten („Wie das Gehirn die Seele macht“) vermeidet (vgl. etwa Hrachovec 1983, ders. 1986). Wittgenstein ist für diese Entwicklung kein geeigneter Bezugspunkt. Für ihn galt zeitlebens, dass Entwicklungen jenseits der Logik/Grammatik seine Philosophie nichts angehen. Die Psychoanalyse interessierte ihn nur wegen des therapeutischen Prinzips (vgl. aber Hopkins 2000, Williams 1999). Mit dieser Enthaltbarkeit kann man heute nicht mehr einverstanden sein. Als Körper-Geist-Wesen wüssten wir gerne, was uns zusammenhält. Gute Gründe sprechen dafür, dass ein solches Bedürfnis im Rahmen des Dualismus entwickelt, aber nicht befriedigt werden kann. Diese Kritik ist ein separates Thema (siehe etwa Hrachovec 1985). Gegen Wittgensteins Antiempirismus wurde hier eine Konstellation betrachtet, in der Verstehen und medizinischer Einfluss ineinander übergehen. Die begrifflichen

Konturen dieser Begegnung sind, nach den Stichproben zu schließen, wenig ausgearbeitet. Eine Orientierung über den Status des „Grabens“ scheint angezeigt. Zu diesem Zweck wird ein anschauliches Beispiel als Modell vorgeschlagen. Es verdeutlicht die Prinzipien des kognitiven Funktionalismus, die auch im „Dialog der Psychoanalyse mit den Wissenschaften“ nutzbringend anzuwenden wären.

Angenommen ein Computermonitor, der eine graphische Benutzeroberfläche zeigt. Der Bildschirm ist ein technisches Gerät, die Oberfläche ein Bestandteil der modernen Medienwelt. Beide sind zweckentsprechend integriert: Die elektronische Steuerung der Anzeige und die Eingriffe der Benutzerinnen über Peripherieanschlüsse gehen glatt ineinander über. Normalerweise ist die Unterscheidung zwischen Schaltungstechnik und Bedienung kein Thema. Wer den Kontrast schärfer stellt, erfüllt eine Absicht durch einen Handgriff. Das ändert sich, sobald nicht alles nach Wunsch verläuft. In der UNIX-Welt ist die graphische Benutzeroberfläche („graphical user interface“, GUI) vom Betriebssystem getrennt. Sie ist eigens zu konfigurieren und dabei entsteht eine instruktive Schwierigkeit. Die Einrichtung der GUI erfolgt über den Monitor und richtet sich nach seinen technischen Spezifikationen. Im Unterschied zur prästabilisierten Harmonie für Computerlaien ist dieser Vorgang riskant. Falsche Parameter können den Bildschirm demolieren. D. h.: Störungen resultieren nicht bloß aus technischen Mängeln des Gerätes, sondern können durch unsachgemäße Anwendung entstehen. Insbesondere kann eine falsche Meinung über die erwünschte Benutzeroberfläche einen Monitor beschädigen. (So wie der Fausthieb das Bewusstsein raubt, kann ein Bewusstseinszustand – Zorn – einen Fausthieb auslösen.)

Das Modell legt bestimmte Redeweisen nahe. Im Fachjargon sagt man, dass ein Bildschirm einen Frequenzbereich „unterstützt“. Er findet sich im Handbuch, zusammen mit den juristisch erforderlichen Warnhinweisen. Informell heißt es locker: „Der Monitor liefert ein scharfes Bild“, „Höchstqualität durch verbessertes Interface“. Solche Ausdrücke sind, je nach Kontext, harmlos oder problematisch. Genau genommen liefert nicht „der Monitor“ das scharfe Bild, sondern seine sachgemäße Konfiguration. Wir würden nicht weit kommen, wären wir überall so genau. Doch an bestimmten Stellen ist Genauigkeit erforderlich. Wer eine neue Graphikkarte einbaut, kann sich nicht auf das „scharfe Bild“ des Monitors verlassen. Qualität ist keine Eigenschaft von technischen Produkten – es sei denn relativ auf einen bestimmten Gebrauch, also im Zusammenspiel mit Benutzerinnen in soziohistorischen Verhältnissen. Der ständigen Versuchung, die Kürzel unserer Sprache als Abkürzungen in Sachfragen zu nehmen, widerspricht einerseits der Fachdiskurs und andererseits die Philosophie als Sprachanalyse. „Die erhöhte Bildschirmauflösung unseres Modells sorgt für ungetrübtes Sehvergnügen“ ist unter diesem Aspekt eine korrekte Formulierung. Die Nutzenanwendung des Beispiels liegt auf der Hand.

„Gehirn erzeugt Seele“ ist ein Werbespruch, in dem ein Fachmann seine Kompetenzen überschreitet. Neuronale Netze unterstützen psychische Aktivitäten. Ohne sie kommt es zu keiner Seele. Darum kann man plakativ behaupten, dass dieses Organ die Seele ausmacht. Ein solcher Satz ist vergleichbar mit „Der Mensch besteht zum Großteil aus Wasser“ oder „Das Erdbeben verursachte ein Verkehrschaos“. Derartige Wendungen sind, wie gesagt, unentbehrlich. Aber was sie wirklich wert sind, lässt sich nur von Fall zu Fall entscheiden. Aus einem Werbespruch sind keine Spezifikationen zum Gebrauch des angepriesenen Geräts abzulei-

ten. Reinigungsmittel säubern die Küche nicht automatisch; Gehirne außerhalb des sozialen Kontexts sind nutzlos, wie Monitore ohne Strom und Benutzeroberfläche. Ein Interface erfordert Wechselseitigkeit, anders gesagt eine geregelte Konversation zwischen den beiden Ufern des Grabens. Wie ist sie zu denken?

Das Prinzip ist bereits genannt. Im Werkzeuggebrauch ist es eine Selbstverständlichkeit, die technischen Entwicklungen mit entsprechenden Absichten zu koordinieren. Klammern wir den phänomenologischen Einwand, dass der Körper kein Werkzeug sei, für diesen Kontext aus. Das Thema ist der Graben und die Erkundigung über Brückenprinzipien. Medikamente bewirken psychische Veränderungen, auf diese Betrachtungsweise wird man trotz phänomenologischer Sympathien nicht ganz verzichten wollen. Es ist auch gar nicht nötig, denn dem vorgeschlagenen Modell entsprechend heißt das nicht, dass die Psyche ein chemisches Gebilde wäre. Eine graphische Benutzeroberfläche besteht aus elektronisch ansteuerbaren Pixeln, aber das *ist* sie nicht. Die Pointe liegt darin, dass Mechanismen durch kluge Zwischenschritte in absichtsvolle Verläufe eingebettet werden. Eine solche Perspektive kann zur Klärung des Körper-Bewusstseins-Dualismus und des Verhältnisses der Psychoanalyse zu empirischen Wissenschaften beitragen. Das deskriptive und präskriptive Feld der somatischen Medizin gehorcht über weite Strecken anderen Gesetzen als die Theorie bewusster und unbewusster Erfahrungen. Überkreuzungen sind festzustellen: Schmerzmittel, Bewusstseinsstörungen. Wenn zugestanden wird, dass es sich um zwei semiautonome Regelbereiche handelt, sind auch die Kreuzungspunkte bestimmbar.

Ergebnis: Es ist kein Geheimnis, wie Hirnzellen und seelische Befindlichkeiten zusammenhängen. Im Prinzip ebenso wie Pixeln und GUIs. Zuerst wird eine Korrelation zwischen verschiedenen segmentierten Sachverhaltstypen aufgebaut, dann werden Brücken definiert. „Ab dieser Anzahl ausgefallener Bildpunkte ist der Monitor unverkäuflich.“ Was haben Bildpunkte mit Verkäuflichkeit und Medikamente mit Bewusstsein zu tun? Soviel wir wollen. Im wissenschaftlichen Gebrauch sind einschränkende Bedingungen erwünscht. Ein begriffliches Regime, das die Kompatibilitäten festlegt, muss ins Detail gehen. Die Ansicht Mark Solms' ist darum zu korrigieren. Die Neurowissenschaften und die Psychoanalyse arbeiten nicht an einer unabhängig von beiden gegebenen Sache – „der Theorie des Mentalen“ –, als wäre das ein Berg, der von verschiedenen Himmelsrichtungen aus sichtbar ist. Ein gemeinsamer Bezugspunkt kann nur in den Ergebnissen von Koordinationsleistungen bestehen. Der Elefant ist nicht an sich gegeben, sodass die Forschergruppe sich *seinen* Rüssel oder Hinterteil aussuchen könnte. Er besteht aus Koordination. Das erste Bild operiert mit einer Landschaft und zwei auf sie applizierbaren Landkarten. Korrekt ist diese Modifikation: Zwei Landkarten, übereinander gelegt, definieren durch ihre Koinzidenzen ein gemeinsames Territorium.

Der Vorschlag bezieht sich auf die Methode interdisziplinärer Dialoge. Wie philosophische Beiträge „empirische Befunde von benachbarten Disziplinen [...] integrieren und empirische Forschung voranzutreiben“ (Giampieri-Deutsch) vermögen, bleibt ein offenes Thema. Angesichts der unsicheren Stimmen zum Körper-Bewusstseins-Verhältnis erweisen sich grammatische Bemerkungen, wie sie zu Beginn dieses Beitrags, gestützt auf Wittgenstein, diskutiert wurden, doch wieder als attraktiv. Tintenstriche sind eine Unterschrift, weil gewisse Kulturen das Verhältnis von Tinte und Rechtsverbindlichkeit so eingerichtet haben. Das psychophysische Aggregat ist ähnlich aus Inkompatibilitäten zusammengesetzt. Wie ist es möglich, dass

diese Unvereinbarkeiten sich verbinden? Das führt zurück zum Anfangspunkt und Wittgensteins Seitenblick auf die Psychoanalyse. Die Frage quält – solange es nicht gelingt, mit geeigneten Bildern Abhilfe zu schaffen. Das Zusammenspiel von Monitor und GUI kann suggestiv zur Entkrampfung klassischer Engpässe dienen. Derartige Verfahrensweisen sind wissenschaftlich schwer validierbar und zielen auf Seelenfrieden, nicht auf die Herleitung der Seele. Verständlich, dass sie im Forschungsbetrieb nicht gut angeschrieben sind. Worin besteht die Gemeinsamkeit der beiden Verwendungen von „Seele“?

## Literatur

- Block, Ned (Hg.) [1980]: *Readings in the Philosophy of Psychology*, Cambridge, Mass. 1980.
- Burge, Tylor [1986]: *Individualism and Psychology*, in: *Philosophical Review*, 95, 1986, S. 3–45.
- Chalmers, David [1996]: *The conscious mind. In search of a fundamental theory*, Oxford 1996.
- Davidson, Donald [1985]: *Handlung und Ereignis*, Frankfurt am Main 1985.
- Dennet, Daniel [1994]: *Philosophie des menschlichen Bewusstseins*, Hamburg 1994.
- Fodor, Jerry [2001]: *The mind doesn't work that way*, Cambridge, Mass. 2001.
- Giampieri-Deutsch, Patrizia (Hg.) [2002]: *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Band 1: Europäische Perspektiven*, Stuttgart/Berlin/Köln 2002.
- Giampieri-Deutsch, Patrizia (Hg.) [2004]: *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Band 2: Anglo-amerikanische Perspektiven*, Stuttgart/Berlin/Köln 2004.
- Giampieri-Deutsch, Patrizia [2004a]: *Auswirkungen der Kooperation zwischen der analytischen Philosophie des Geistes und der Psychoanalyse auf die empirische psychoanalytische Forschung*, in: dies. (Hg.), *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Band 2: Anglo-amerikanische Perspektiven*, Stuttgart/Berlin/Köln 2004, S. 80–91.
- Habermas, Jürgen [1973]: *Erkenntnis und Interesse*, Frankfurt am Main 1973.
- Heinrich, Klaus [2001]: *Psychoanalyse. Sigmund Freud und das Problem des konkreten gesellschaftlichen Allgemeinen. Dahlemer Vorlesungen 7*, Frankfurt am Main/Basel 2001.
- Hrachovec, Herbert [1983]: *Philosophie ohne Psychologie, Philosophie vermischt mit Psychologie, Philosophie der Psychologie*, in: *Philosophische Rundschau*, 30, 1983, S. 44–58.
- Hrachovec, Herbert [1985]: *Für Descartes. An die Gebildeten unter seinen Verächtern*, in: *Conceptus*, XIX, 1985, S. 51–62.
- Hrachovec, Herbert [1986]: *Formale Systeme, entwicklungsfähige Organismen, menschliche Vernunft*, in: *Philosophische Rundschau*, 33, 1986, S. 122–132.
- Hopkins, Jim [2000]: *Psychoanalysis, metaphor and the concept of mind*, in: Michael P. Levine (Hg.), *The Analytic Freud*, London/New York 2000, S. 11–35.
- Kadi, Ulrike [2000]: *Der Mann und die Messer oder ob es eine richtige Diagnose geben kann*, in: *texte.psychanalyse.ästhetik.kulturkritik*, 4, 2000, S. 20–36.
- Keicher, Peter [1998]: *Untersuchungen zu Wittgensteins „Diktat für Schlick“*, in: Wilhelm Krüger/Alois Pichler (Hg.), *Arbeiten zu Wittgenstein*, Bergen 1998, S. 43–90.
- Koukkou, Martha/Gainotti, Lorena [2004]: *Die Plastizität der Hirnfunktionen und die Genese des intrapsychischen Konflikts*, in: Patrizia Giampieri-Deutsch (Hg.), *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Band 2: Anglo-amerikanische Perspektiven*, Stuttgart/Berlin/Köln 2004, S. 248–294.
- Krüger, Peter [2004]: *Das Hirn im Kontext exzentrischer Positionierungen. Zur philosophischen Herausforderung der neurobiologischen Hirnforschung*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 52, 2, 2004, S. 257–293.
- Lehmann, Ditrich [2004]: *Zustandsabhängige Hirnarbeit in Makro- und Mikrozuständen während Wachstum und Traum*, in: Patrizia Giampieri-Deutsch (Hg.), *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Band 2: Anglo-amerikanische Perspektiven*, Stuttgart/Berlin/Köln 2004, S. 229–247.

- Marcuse, Herbert [1979]: *Triebstruktur und Gesellschaft: ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*, Frankfurt am Main 1979.
- Metzinger, Thomas (Hg.) [1996]: *Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*, Paderborn 1996.
- Pauen, Michael [2001]: *Grundprobleme der Philosophie des Geistes. Eine Einführung*, Frankfurt am Main 2001.
- Putnam, Hilary [1975]: *Mind, Language, and Reality. Philosophical Papers Volume 2*, Cambridge, Mass. 1975.
- Roth, Gerhard [2004a]: *Wie das Gehirn die Seele macht*, in: Patrizia Giampieri-Deutsch (Hg.), *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Band 2: Anglo-amerikanische Perspektiven*, Stuttgart/Berlin/Köln 2004, S. 171–191.
- Roth, Gerhard [2004b]: *Worüber dürfen Hirnforscher reden – und in welcher Weise?*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 52, 2, 2004, S. 223–234.
- Schröder, Jürgen [2004]: *Einführung in die Philosophie des Geistes*, Frankfurt am Main 2004.
- Solms, Mark [2004a]: *Ein Beispiel aus der Neuropsychanalytischen Forschung: Das Korsakow-Syndrom*, in: Patrizia Giampieri-Deutsch (Hg.), *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaften. Band 2: Anglo-amerikanische Perspektiven*, Stuttgart/Berlin/Köln 2004, S. 213–228.
- Solms, Mark [2004b]: *Freud Returns*, in: *Scientific American*, May 2004, S. 56–62.
- Williams, Meredith [1999]: *Wittgenstein's rejection of scientific psychology*, in: Meredith Williams, *Wittgenstein, Mind and Meaning. Toward a social conception of mind*, London/New York 1999, S. 240–259.
- Wittgenstein, Ludwig [2000a]: *Wittgenstein's Nachlass: The Bergen Electronic Edition (BEE)*, Oxford 2000.
- Wittgenstein, Ludwig [2000b]: *The Big Typescript. Wiener Ausgabe (WA)*, Band 11, Wien 2000.